Predigt Estomihi, 23.02.2020, über Lk 18,31-43

im Universitätsgottesdienst – Peterskirche, Heidelberg

Elisabeth Maikranz

Herr, gib uns ein Wort für unser Herz und ein Herz für dein Wort. Amen.

Liebe Gemeinde,

„Ich sehe etwas, was du nicht siehst, und das ist…. Gelb!“ Dieses Spiel habe ich früher gerne in Situationen gespielt, in denen es gerade kein Spielzeug gab. Oder in etwas abgewandelter Version auf Autofahrten: Mein Vater und ich zählten die Tiere, an denen wir vorbeifuhren. „Fünf Pferde zur Rechten“ oder „12 Kühe zur linken“ schallte es dann durchs Auto und derjenige, der die Tiere zuerst sah, bekam die Punkte. Genau hinsehen, etwas sehen, was andere noch nicht gesehen haben, Dinge anders sehen.

„Ich sehe etwas, was du nicht siehst…“ Auf das Erkennen und Sehen kommt es auch in dem Predigttext für den heutigen Sonntag an. Ich lese aus dem 18. Kapitel des Lukas-Evangeliums, die Verse 31-43: „Jesus nahm aber zu sich die Zwölf und sprach zu ihnen: Seht, wir gehen hinauf nach Jerusalem, und es wird alles vollendet werden, was geschrieben ist durch die Propheten von dem Menschensohn. Denn er wird überantwortet werden den Heiden, und er wird verspottet und misshandelt und angespien werden, und sie werden ihn geißeln und töten; und am dritten Tage wird er auferstehen. Sie aber verstanden nichts davon, und der Sinn der Rede war ihnen verborgen, und sie begriffen nicht, was damit gesagt war.

Es geschah aber, als er in die Nähe von Jericho kam, da saß ein Blinder am Wege und bettelte. Als er aber die Menge hörte, die vorbeiging, forschte er, was das wäre. Da verkündeten sie ihm, Jesus von Nazareth gehe vorüber. Und er rief: Jesus, du Sohn Davids, erbarme dich meiner! Die aber vornean gingen, fuhren ihn an, er sollte schweigen. Er aber schrie noch viel mehr: Du Sohn Davids, erbarme dich meiner! Jesus aber blieb stehen und befahl, ihn zu sich zu führen. Als er aber näher kam, fragte er ihn: Was willst du, dass ich für dich tun soll? Er sprach: Herr, dass ich sehen kann. Und Jesus sprach zu ihm: Sei sehend! Dein Glaube hat dir geholfen. Und sogleich wurde er sehend und folgte ihm nach und pries Gott. Und alles Volk, das es sah, lobte Gott.“

„Ich sehe etwas, was ihr nicht seht…“ So ging es auch Jesus mit seinen Jüngern, wie der Evangelist Lukas berichtet. Jesus sieht den harten und steinigen Weg, der vor ihm liegt. Die Misshandlungen und das Leiden beschreibt er eindrücklich. Jesus ist bewusst, welche Qualen auf ihn warten. Dieses Leiden gehört zum Bild des leidenden Gerechten, wie es bereits in den Schriften Israels beschrieben wird. Jesu Leiden ist Teil der Geschichte, die zum Heil führt, so wie der Tod die Voraussetzung für die Auferstehung ist. Das will Lukas uns deutlich machen. „Seht, wir gehen hinauf nach Jerusalem, und es wird alles vollendet werden, was geschrieben ist durch die Propheten von dem Menschensohn.“ Insgesamt dreimal kündigt Jesus im Lukas-Evangelium seinen Leidensweg an. Und auch wenn er mit dem Hinweis auf die Schriften Israels Verstehenshilfen gibt, so verstehen seine Jünger auch beim dritten Mal die Bedeutung seiner Worte nicht. Sie sind blind und unverständig. Mich überrascht das eigentlich nicht, denn es sind dramatische Worte, mit denen Jesus sein Leiden beschreibt. Sie scheinen alles zu durchkreuzen, was die Jüngerinnen und Jünger bisher erlebt haben: Seit Monaten sind sie mit Jesus unterwegs, hören seine Botschaft von Gottes Nähe, sehen die Wunder und Heilungen, die Jesus vollbringt. „Wieso spricht er vom Sterben? Von Misshandlung und Verspottung? Und was soll es bedeuten, dass jemand aufersteht?“ Diese Fragen sind ihnen vielleicht durch den Kopf gegangen. Dass Jesus das alles widerfahren soll, das konnten sie sich einfach nicht vorstellen.

Die Jüngerinnen und Jünger sind mir hier sehr sympathisch. Wie oft kann ich die Gedankengänge anderer Menschen nicht nachvollziehen. Sie scheinen eine Sprache zu sprechen, die mir fremd ist. Wenn ich an den Täter von Hanau denke, dann überkommt mich großes Unverständnis für seine faschistische Gedankenwelt und seine Verschwörungstheorien. Seine Sprache, seine Ausdrücke erwecken großes Grauen in mir. Es macht mir Angst und ich will eigentlich nicht sehen, dass Menschen so denken können. Und Hanau ist doch eigentlich auch so weit weg… Die Geschichte unseres Landes zeigt uns, dass immer wieder Menschen weggeschaut haben, nicht verstehen wollten und so Schreckliches gedeckt haben. Das Unglaubliche passiert, auch wenn wir nicht hinsehen. Aber es ist nicht nur der Schreck über unglaubliche menschliche Taten, der uns wegschauen lässt, sondern auch die Angst vor Veränderung. Wenn ein mir nahestehender Mensch sterbenskrank ist, wenn sich zwischenmenschliche Beziehungen verändern, wenn die Liebe zwischen Menschen vergeht, wenn ich selbst schwer krank werde, dann verändert sich alles. Statt sich der Situation zu stellen, scheint es leichter, den Schmerz über den drohenden Verlust oder die Einschränkung zu verdrängen. Ich will nicht, dass sich etwas ändert an der aktuellen Situation, ich klammere mich an das Hier und Jetzt, auch wenn ich das Kommende nicht aufhalten kann. Ich lähme mich selbst, weil ich nicht den Mut habe, der Situation ins Gesicht zu sehen. „Ich sehe etwas, was du nicht siehst…“ – das funktioniert dann gerade nicht mehr. Ich bin blind für den anderen, seine Gedanken, seine Situation und bin so auch unfähig, ihm oder ihr in ihrer Situation in irgendeiner Weise behilflich zu sein – sei es im Kampf gegen einen krankhaften Wahn oder im Beistand einer schwierigen Situation.

„Ich sehe etwas, was ihr nicht seht…“ In unserem Predigttext ist gerade der ein Sehender, der eigentlich gar nichts sieht. Tagein und tagaus sitzt er dort am Wegesrand, hört, wer vorbeikommt, empfängt, was man ihm gibt. Wahrgenommen wird er nur als Bedürftiger, als Bettler und Blinder. Er steht am Rande der Gesellschaft, er soll nicht reden, seine Stimme wird unterdrückt. Mir scheint, es kann kaum eine erniedrigendere Situation geben: Die Menge will den Schrei des Hilflosen nicht hören, will das Leid in ihrer Mitte nicht sehen. Aber der Blinde lässt sich nicht unterkriegen. Er weiß mehr, als er sehen kann. Er weiß, dass dieser Mann, der an ihm vorbeikommen wird, ihm helfen kann. Wenn der Sohn des großen Heilers König David es nicht kann, wer soll ihm sonst helfen? Und so erhebt er seine Stimme: „Jesus, du Sohn Davids, erbarme dich meiner!“ (Lk 18,38) Es sind laute Worte, gleich eines Bekenntnisses. Er weiß, wer da an ihm vorbeigeht. Er sieht nichts und versteht doch alles.

„Ich sehe etwas, was ihr nicht seht…“ Jesus sieht hin, wo die Menge wegschaut. Er hört und sieht den Hilflosen, lässt ihn zu sich führen und stellt die überraschende Frage: „Was willst du, dass ich für dich tun soll?“ (Lk 18,41) Es ist eigentlich eine alltägliche Frage. Wie oft hören wir in Dienstleistungssituationen wie im Bekleidungsladen, im Café oder beim Anruf in der Autowerkstatt: „Was kann ich für Sie tun?“ Hier aber begegnet diese Frage zwischen zwei ungleichen Fremden, zwischen dem blinden Bettler und dem Gottessohn: Jesus muss sehen, dass der Mann, den sie zu ihm bringen blind ist. Und doch tut er nicht sofort das Offensichtliche und heilt den Mann. Nein, Jesus lässt ihn selbst zu Wort kommen und seinen Willen äußern. Er spricht dem Blinden, der sonst der passiv Empfangende am Wegesrand ist, Aktivität und Willen zu – und dadurch gibt er ihm Würde. Es ist kein genervtes „Was willst du von mir?“, das man einem Bettler vielleicht entgegnet, wenn der einen anspricht. Es ist ein höfliches „Was willst du, dass ich für dich tun soll?“, das den Blinden in seiner Eigenmächtigkeit stärkt, die ihm sonst alle absprechen wollen. Und diese Eigenmächtigkeit geht soweit, dass Jesus nach der Heilung sagt: „*Dein Glaube* hat dir geholfen.“ Der Blinde sieht mehr als die Jünger. Er versteht, die Zeichen der Zeit. Er weiß, dass sein Heiland vor ihm steht. So wird der Bettler nicht nur von seiner Blindheit geheilt, sondern er erfährt die Heilung seiner Würde, die Heilung seines Daseins.

„Ich sehe etwas, was du nicht siehst…“ Dieser Satz aus dem Ratespiel fordert auf, hinzusehen, nachzuvollziehen, was der andere sieht, sich auf den Blick des Mitspielers einzulassen. Als Mitspieler muss ich herausfinden, was der andere gesehen hat, was ihr aufgefallen ist. Ich muss mich bemühen, dass wir dasselbe sehen. Die Frage Jesu dagegen zielt direkt darauf, einen gemeinsamen Verstehenshorizont zu gewinnen. Mit „Was willst du, dass ich für dich tun soll?“ rätselt Jesus nicht, was der Blinde will, sondern er fordert ihn auf, offen seine Meinung zu sagen. „Was willst du, dass ich für dich tun soll?“ Diese Frage stellt Jesus Christus auch uns. Wenn ich ehrlich bin, habe ich mir diese Frage so noch nie gestellt. Vielleicht liegt das daran, dass in meiner Frömmigkeit Gott mein Gesprächspartner im Gebet ist und nicht Jesus. Mit jedem Gebet aber, in dem wir unsere Situation, unsere Sorgen und Nöte vor Gott bringen, antworten wir auf die Frage Jesu. Im Gebet will ich etwas von Gott. Ich will, dass er eingreift, dass er die Welt zum Guten verändert, den Klimawandel aufhält. Ich will, dass er den Menschen, die mir am Herz liegen, hilft, ihre Sorgen stillt, ihre Schmerzen lindert. Ich will, dass Gott da ist in dieser Welt und in meinem Leben.

„Was willst du, dass ich für dich tun soll?“ Oft will ich etwas für andere, für unsere Gesellschaft, für unsere Welt. Meine Probleme erscheinen oft klein und nichtig gegenüber Hunger, Krieg und Terror in der Welt. Was kann ich, die ein Dach über dem Kopf, einen vollen Kühlschrank, Freunde und Familie hat, die gesund ist, zur Arbeit gehen kann und in Wohlstand und Sicherheit lebt, was kann ich darauf antworten?

Mit den Worten des Blinden möchte auch ich antworten: „Herr, dass ich sehen kann.“ Ich möchte erkennen, wo ich hier in Heidelberg, in meinem Alltag dem Nährboden wehren kann, auf dem Gewalt, Rassismus und Hass in unserer Gesellschaft wachsen. Denn Rassismus gibt es nicht nur in Hanau oder in Halle. Als ich gestern durch die Weststadt zum Einkaufen radelte, begegnete er mir an einer Straßenecke. Eine dunkelhäutige Frau und ein weißer Mann im Streit. Er warf ihr vor, dass sie nicht hierher gehöre. Als sie gehen wollte, versperrte er ihr den Weg, hielt sie fest. In solchen Situationen braucht es manchmal nur ein „Brauchen Sie Hilfe?“, dass die Situation unterbricht und zeigt, dass andere wahrnehmen, dass gerade etwas passiert, was nicht in Ordnung ist. Solche Momente, in denen es auf mein Handeln ankommt, die möchte ich erkennen können, sodass ich handeln kann. Und ich will mich selbst erkennen, ich will einen mutigen Blick auf mich selbst werfen können, durch den ich verstehe, warum ich wegschaue oder manchmal nicht sehen will. Ich will die Hilfsbedürftigen sehen, wie Jesus das in unserer Geschichte getan hat, und sie zum Handeln ermutigen. Denn in solchen Begegnungen kann ich Gott in meinem Leben erkennen: Im Mitleiden mit Menschen, die Hilfe brauchen, im Anteil nehmen, im Dasein füreinander, dass gerade nicht das Unrecht, die Diskriminierung und das Leid mit Floskeln abtut, sondern es beim Namen nennt. Dieses Sehen wünsche ich mir. Ich wünsche mir verwandelt zu werden durch Gottes Frage und ich wünsche mir diese Frage auch Gott zu stellen: „Herr, was willst du, das ich für dich tun soll? Wo siehst du meinen Platz in deiner Schöpfung?“

Die Erfahrung eines solchen Sehen und Gesehen Werdens von Gott, eines Blickwechsels, der unseren eigenen Blick auf die Welt verändert, den wünsche ich uns. Ich wünsche uns, dass die Passionszeit unseren Blick schärft für Gottes Spuren in unserem Leben und in den Begegnungen mit unseren Mitmenschen, und dass wir Gottes Nähe auch im Leid spüren können. Ich wünsche uns, den Mut, einander in die Augen zu sehen, uns füreinander zu öffnen und füreinander da zu sein und dabei etwas weiterzugeben von der sehenden Liebe Gottes.

Und der Friede Gottes, der höher ist als all unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen, unser Sehen und unser Erkennen in Christus Jesus. Amen.